

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSREDEN

herausgegeben von Rektor und Senat

---

Heft 4

---

JAHRTAUSENDFEIER  
DER RHEINLANDE

ZUGLEICH

STIFTUNGSFEIER DER UNIVERSITÄT

AM 20. JUNI 1925

BEGRÜSSUNGSANSPRACHE DES REKTORS  
GEHEIMRAT PROFESSOR DR. LEOPOLD WENGER  
FESTREDE VON GEHEIMRAT PROFESSOR  
DR. HERMANN ONCKEN



MÜNCHEN 1925

VERLAG DER HOCHSCHULBUCHHANDLUNG MAX HUEBER

# Münchener Universitätsreden

- Heft 1. **Leopold Wenger**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Von der Staatskunst der Römer**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 29. Nov. 24 . . . M. 1.—
- Heft 2. **Eduard Schwartz**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München** am 17. Januar 25. . . M. —.50
- Heft 3. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Walther von der Vogelweide als Liebesdichter**, Rede am 4. März 25 . . . . . M. —.50
- Heft 4. **Jahrtausendfeier der Rheinlande**. Reden gehalten v. Rektor Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Leopold Wenger** und Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Hermann Oncken** . . . . . M. 1.—

Früher ist erschienen:

**Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Die Universität als Bildungsstätte**, Vortrag gehalten im Deutschen Studentenbund am 15. Dez. 22 M. —.50

**Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Das heutige Italien**, öffentlicher Vortrag gehalten am 31. 12. 23 . . . . . M. —.50



# Münchener juristische Vorträge

Die Herausgabe wird durch einen Ausschuß der Juristischen Studiengesellschaft besorgt, der aus den Herren Oberlandesgerichtsrat Staatsrat Dr. K. MEYER, Universitätsprofessor Dr. E. RABEL und Justizrat Rechtsanwalt G. OTT besteht. — Die Redaktion betreffende Zuschriften sind an Herrn Geh. Justizrat Professor RABEL, München, Leopoldstr. 18, zu richten.

Bisher sind erschienen:

- Heft 1. **Ernst Rabel**, Geheimrat, o. ö. Prof. an der Univ. München, **Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung** . . . . . M. —.65
- Heft 2. **Erwin Riezler**, o. ö. Prof. a. d. Univ. Erlangen, **Die Abneigung gegen die Juristen** . . . . . M. —.50
- Heft 3. **Ernst Wilmersdörffer**, Rechtsanwalt in München, **Das neue Reichsbankgesetz und das Überweisungssystem nach dem Dawesplan** . . . . . M. 1.10
- Heft 4. **Joh. David Sauerländer**, Ministerialrat im bayer. Ministerium der Justiz München, **Zivilprozeßnovelle und Zivilprozeßreform** . M. 1.50
- Heft 5. **Karl Geiler**, Rechtsanwalt und Univ.-Professor in Mannheim-Heidelberg, **Die Industriebelastung** . . . . . M. 1.—
- Heft 6. **Adolf Weber**, Geheimrat, Prof. an der Universität München, **Wirtschaft und Politik** . . . . . M. 1.—
- Heft 7. **Fritz Keidel**, Rat am Oberlandesgericht München, **Aufwertung nach bürgerlichem Recht und nach der Dritten Steuernotverordnung** . . . . . M. 1.40
- Heft 8. **Otto von Zwiedineck-Südenhorst**, Geheimrat, o. ö. Professor an der Universität München, **Macht oder ökonomisches Gesetz** . . M. 1.—

**Es empfiehlt sich die Münchener juristischen Vorträge zu subscribieren, da nur wichtige Themen behandelt werden**

Jedes Heft ist auch einzeln käuflich

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber in München NW 12

# JAHRTAUSENDFEIER DER RHEINLANDE

ZUGLEICH

STIFTUNGSFEIER DER UNIVERSITÄT

AM 20. JUNI 1925

BEGRÜSSUNGSANSPRACHE DES REKTORS  
GEHEIMRAT PROFESSOR DR. LEOPOLD WENGER  
FESTREDE VON GEHEIMRAT PROFESSOR  
DR. HERMANN ONCKEN



MÜNCHEN 1925

VERLAG DER HOCHSCHULBUCHHANDLUNG MAX HUEBER

JAHRTAUSENDTEILE  
DER RECHENKUNDE

NO. 100

STIFTUNG DER UNIVERSITÄT

AM 10. JUNI 1925

VERLAG DER UNIVERSITÄT  
MÜNCHEN  
DRUCK VON DR. C. WOLF & SOHN  
MÜNCHEN



Copyright 1925 by Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München  
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München, Printed in Germany

VERLAG DER HOCHSCHULBUCHHANDLUNG MAX HUEBER

JAHRTAUSENDFEIER DER RHEINLANDE  
ZUGLEICH  
STIFTUNGSFEIER DER UNIVERSITÄT  
AM 20. JUNI 1925

FAHRTAUSSENDEFEIER DER RHEINLANDE  
ZUGLEICH  
STIFTUNGSPFEIER DER UNIVERSITÄT  
AM 23 JUNI 1925



## Begrüßungsansprache

Herr Ministerpräsident, Herr Staatsminister,  
hochansehnliche Festversammlung,  
verehrte Kollegen, liebe Kommilitonen!

Um die Zeit der Sommersonnenwende pflegt unsere Universität nach altem Brauch ihr Stiftungsfest zu feiern. Sie hat diesen Tag heuer nicht in den Dienst der Erinnerung an die eigene Vergangenheit gestellt, sondern in den höheren Dienst der Erinnerung an eine geschichtliche Tatsache, derer in diesen Wochen ganz Deutschland gedenkt, in den Dienst der Erinnerung an die Jahrtausendfeier der Rheinlande.

Mit Jubel und Pomp wären Feste gefeiert worden, wenn es keinen Weltkrieg und keinen deutschen Zusammenbruch gegeben hätte, aber die geschichtliche Tatsache wäre, wie leider so vieles, was wir vor 1914 genossen haben, kaum anders denn als Selbstverständlichkeit gewertet worden.

Heute feiern wir den Rhein als deutschen Strom nicht in froher, sorgloser und – gestehen wir es offen – vielfach gedankenloser Stimmung, sondern wir feiern ihn mit schwarz umflorten Fahnen, voll Schmerz und Trauer, daß er auf seinen Wogen fremde Flaggen tragen muß, daß an seinen Ufern fremde Völker hausen, daß Recht und Freiheit, die so oft in Wort und Sang mit seinem Namen verknüpft sind, in Unrecht und Knechtschaft sich gewandelt haben.

Wir grüßen die Brüder vom Rhein nicht als fröhliche Zecher und Sänger, sondern als Kämpfer und Dulder, manch einen als Märtyrer für Deutschland. Schlageters Name steht vor unserer Erinnerung auf. Wir grüßen die Brüder, die von der Familie und der Scholle vertrieben, wir grüßen die anderen hinter Gefängnismauern, aber wir dürfen sie mit stolzer Trauer grüßen.

Wir haben — ohne daß es freilich solcher bedurfte — in diesen Jahren immer wieder von neuem Proben bekommen, daß deutsche Treue am Rhein kein leerer Wahn ist, keine Phrase, kein duseliger Sang ohne Wahrheit. Wir haben für den Ausgang des vom Feind herbeigeführten und gestützten Kampfes gebangt, als vaterlandsvergessene Gesellen separatistische Fahnen aufzogen, aber wir haben nicht gebangt für die Treue des Volkes, und wir haben nicht gezweifelt, daß unter Tausenden höchstens einer es sein kann, der gegen Geld und wirtschaftliche Vorteile Vaterland und Ehre preiszugeben sich entschloße. Und es ist gut, daß der Reinigungsprozeß der Krankheit diesen einen ausgeschieden hat. Fester denn früher sind jetzt nach der Zeit dieser Not die deutschen Stämme am Rhein mit uns verbunden. Und wie nach der Krankheit der Mensch meist gesünder und kräftiger aufblüht als vorher, ehe noch der Giftstoff aus seinem Körper ausgeschieden war, so dürfen sich jetzt auch unsere rheinischen Brüder trotz aller Not gesunder fühlen.

Noch ist diese Not nicht vorbei, noch ist der Rhein nicht frei, noch hält uns, selbst entgegen den Bestimmungen eines Vertrages, wie der von Versailles es ist, fremde Besatzung fern von Deutschlands Strom und stellt eine Wand zwischen das besetzte und unbesetzte Deutschland. Aber diese Wand vermag die Wirtschaft zu hemmen und die politische Tätigkeit zu verkümmern, die Herzen zu trennen vermag sie nicht. Nein, unsere Herzen sind bei Euch am Rhein, mehr noch als sie es in fröhlichen Tagen gewesen. Hier im Süden, im Stromgebiet des anderen Flusses, der bis über das alte Wien hinaus unser ist — mögen die Politiker den Krieg noch so anders auszuwerten versuchen — hier im Stromgebiet der Donau, schlagen unsere Herzen höher und unsere Pulse rascher, wenn des Rheines Name klingt.

Gott grüße Euch, Ihr wackeren Männer des rheinisch-westfälischen Treubundes, Gott grüße Dich besonders, Du rheinische Jugend, die Du zu uns gekommen bist, um an alter Stätte Weisheit zu schöpfen und Erfahrung für den Kampf im Leben! Wir konnten Euch kein großartiges Fest bereiten, aber wir haben den Ehrentag unserer Universität in den Dienst der rheinischen Feier gestellt. Der Redner des Tages wird aus der Fülle der Geschichte Bilder hervorholen und sie vor Euch entrollen, Bilder, die Ihr Jungen im Gedächtnis behalten wollt, wenn längst die Zeit hinweggegangen ist über die



Torheit, das deutsche Volk an seinem deutschen Rhein in Fesseln schlagen zu wollen. Vergeßt nie die Rheinfeier hier im deutschen Süden. Noch in alten Tagen möget Ihr die Erinnerung daran im Herzen tragen und davon erzählen können, wie über Parteiengesätze hinweg der Gedanke an den deutschen Rhein in den Tagen der Not einigend gewirkt hat in Nord und Süd, in Ost und West, nicht soweit des Deutschen Reiches gegenwärtige Grenzen reichen, sondern soweit die deutsche Zunge klingt. In stolzem Zug habt Ihr, Kommilitonen, gestern Abend nach alter studentischer Sitte die Fackeln entzündet und zu Ehren der Rheinlande durch die Stadt an der Isar getragen. Ich nehme das Licht, das durch das Dunkel der Nacht geleuchtet, als Symbol einer helleren Zukunft, und Ihr, meine jungen Freunde, seid die Träger dieses Lichts und dieser Hoffnung.

Aber der Rektor denkt am heutigen Tag nicht bloß an die Jugend, er denkt auch an die Männer und an die Alten, und er denkt an den Heldengreis, den getreuen Eckart, der zum erstenmal durch freie Volkswahl als Präsident an des Reiches Spitze berufen ist, den — ich darf gewiß ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit sprechen — wir alle an dem Tage grüßen, an dem das erstemal unter seiner Reichspräsidentschaft die Universitätsfeier fällt.

Die politischen Meinungen gehen auseinander. Aber ich glaube, das deutsche Volk kann sich zusammenfinden, alt und jung, in dem Gelöbniß für den deutschen Rhein, mit dem ich die Begrüßung der rheinischen Brüder an ihrem Festtage schließen möchte, in dem Gelöbniß: „Wir alle wollen Hüter sein!“

## Festrede

Die rheinische Tausendjahrfeier, an der die akademische Gemeinschaft der Universität Münchens heute ihren Anteil nimmt, ist mehr als ein nur historischer Gedenktag, den zu begehen allein die ehrwürdige Spannweite eines Jahrtausendes anreizt. Sie ist weit mehr als eine Vergegenwärtigung von Geschehnissen, die vor allem oder gar ausschließlich die Rheinländer selbst angeht. Vielmehr handelt es sich heute um einen Gedenktag, an dem das ganze deutsche Volk in dem Spiegel des Rheines seine geschichtlichen Daseins-epochen von neuem erlebt, um sich von dem Tiefsinn dieses Schicksalsganges erfüllen zu lassen.

Die Feier stellt den letzten der Gedenktage an jene politischen Vorgänge vor einem Jahrtausend dar, in denen sich aus dem Reiche Karls des Großen der ostfränkische Staat von dem westfränkischen Staat, der werdende deutsche Staat von dem werdenden französischen Staat gelöst hat. Verdun 843 – Mersen 870 – die Entscheidung über das Herzogtum Lotharingen 925 – wahrlich eine Kette von Vorgängen, denen eine säkulare weltgeschichtliche Tragweite innewohnt. Ist doch ihr Ergebnis schlechthin schicksalbestimmend für Deutschland und für Frankreich zugleich, damit aber auch schicksalbestimmend für Europa geworden. Wie könnte das geschichtliche Bewußtsein des Deutschen an Dingen vorbeigehen, in die alle Grundtatsachen seiner Existenz verflochten sind.

Als die Deutschen im Jahre 1843 der Teilung von Verdun gedachten, geschah es in jenen gärenden Tagen des Vormärz, da sie wieder um einen deutschen Nationalstaat zu ringen begannen und hingerissen auch die Vergangenheit in der romantischen Verklärung eines, wie man damals sagte, tausendjährigen Deutschen Reiches zu erblicken meinten. Die Erinnerung an die für uns weit bedeutungsvollere Teilung von Mersen konnte dagegen im Jubiläumsjahre

kaum aufkommen, denn sie wurde von der lebendigen Wirklichkeit überschattet, sie wurde übertönt im August 1870 von dem Einmarsch unserer Heere in Frankreich, die den neuen deutschen Nationalstaat als Siegespreis heimbrachten. Wie anders stehen wir nun wieder heute! Der Gedenktag an das Jahr 925, das jene Entwicklungen abschloß und die Entscheidung von Mersen erst endgültig befestigte, fällt in eine Gegenwart, in der man von der andern Seite her den Inhalt dieser tausendjährigen Geschichte am Rhein auslöschen, ihre Ergebnisse umstoßen oder verfälschen möchte — und mit einem Male ist das alles für uns nicht mehr graue, verblaßte Vergangenheit, sondern heiße, drängende, atemberaubende Sorge der Gegenwart. Es wäre für uns gar nicht möglich, diese Feier allein mit dem historischen Sinn zu begehen, der, seiner Väter gern gedenkend, das Buch der Vergangenheit aufschlägt, um sich an dem bunten Reichtum ihrer Bilder zu erfreuen. Unser politischer Sinn verlangt in dieser Stunde auch Antwort auf politische Fragen, er drängt vor allem, den Kern des Wiedererlebens, das Innerste der damit gewonnenen Einsicht, bewußt zu einem Element unserer Gesinnung und unseres Willens zu gestalten. Daher ist diese Feier eine sehr ernste Sache — es geht wahrlich um etwas anderes, als um die eitle Befriedigung eines Festbedürfnisses, in dem die Deutschen von heute manchmal zu ertrinken drohen. Was dieser Feier allein ihren Sinn geben kann, das ist die Not unseres Volkes und wie dieser Not zu begegnen. So mag denn aus den Tiefen der historischen Erkenntnis auch ein Hauch von der erschütternden Tragik des deutschen Schicksals in diese Stunde hineinwehen — vielleicht daß allein das tiefe Gefühl unserer eigenen Verantwortlichkeit den gedämpften Ton unserer Feier zu hellerer Zuversicht zu steigern vermag.

Wenn wir heute von einer rheinischen Tausendjahrfeier reden, so müssen wir uns vorweg darüber klar sein, was darunter zu verstehen ist. Wir haben zu unterscheiden, was der Gegenstand einer solchen Feier sein kann, und worum es sich bei ihr nicht handelt. Nicht um das deutsche Volkstum des Rheinlandes als solches handelt es sich; wissen wir doch, daß deutsche Siedlung und deutsche Sprache in diesen Gebieten rechts und links des Rheines weit älter sind als diese tausend Jahre. Auch um die politische Zugehörigkeit des ganzen Rheinlandes, oder auch nur des ganzen linken

Rheinufers zum Deutschen Reiche handelt es sich keineswegs; auch auf dem linken Rheinufer haben große Landschaften (alles was zum Bistum Mainz gehörte) schon vor dem Jahre 925 zu unserem Staate gehört. Sondern das Herzogtum Lotharingen, das 925 endgültig in den Reichsverband eintritt, umfaßt — von allem anderen, was heute nicht in Frage steht, abgesehen — an rheinischen Landen: linksrheinisch den weitaus größten Teil (nördlich vom Hunsrück) und rechtsrheinisch den kleineren Teil (nördlich der Wupper) von der heutigen preußischen Rheinprovinz: strenggenommen sind es nur diese Gebiete, die als Träger der historischen Erinnerungen dieses Tages bezeichnet werden dürfen.

Aber die Tragweite jener Dinge reicht doch über den begrenzten Bezirk territorialer Geschehnisse weit hinaus: in den Mittelpunkt der gemeindeutschen Geschichte reicht sie hinein. Denn was im Jahre 925, nach mancherlei Schwankung in den Menschenaltern vorher, endgültig entschieden wird, das ist die politische Auseinandersetzung zwischen Ostfrankenreich und Westfrankenreich, und die dauerhafte Festlegung ihrer Grenzen. Mit dieser staatlichen Grenzziehung aber wird endgültig alles, was nach Blut, Siedlung und Sprache dem deutschen Volkstum zuzurechnen ist, auch für den deutschen Staat gesichert. Das beweist, daß auch schon ein Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit bei dem Entschlusse mit im Spiele war, der die Großen des Herzogtums Lotharingen mit den übrigen Stämmen der Franken, Sachsen, Alemannen und Bayern verband und sie mit diesen zusammen zum Träger der deutschen Geschichte der kommenden Jahrhunderte machte. Daß aber ein solcher Akt bewußter nationaler Besonderung damals vollzogen werden konnte, hing mit dem Fortschritt zusammen, den gerade damals der deutsche Staat machte: mit dem neuen nationalen Königtum, das sich unter dem Sachsen Heinrich I. wenige Jahre zuvor oberhalb der einzelnen Stämme erhoben hatte. Dieses deutsche Königtum erwies sich fast von der ersten Stunde an als stark genug, auch die Frage der Westgrenze für immer im deutschen Sinne zu lösen und die Bereiche des linksrheinischen Deutschtums landfest mit dem übrigen Deutschland zu verbinden. Eine symbolische Vorbedeutung ohne gleichen: was für den Anfang galt, hat für alle Zeiten seine Geltung bewahrt. Nur ein einiger und kräftiger Staatswille der Deutschen hat ihnen von jeher Sicherheit und Herrschaft am Rheine verbürgen können.



So geschah es, daß dasjenige Land, das im Weltreiche Karls des Großen die Mitte gebildet hatte und nach keiner Richtung hin die Merkmale einer Grenzmark aufwies, fortan zur Westmark eines deutschen Staates wurde. Es sind, wie die Geschichte lehrt, die ältesten deutschen Kulturgebiete, in denen die Wiege des Christentums auf deutschem Boden stand, von denen die ersten Anfänge von Wissenschaft, Kunst, Literatur, kurzum alle reicheren kulturellen Lebensäußerungen deutscher Art ihren Ausgang nahmen. Auch das wird doch eine Tatsache von überragender Bedeutung bleiben, daß gerade die ursprünglichsten Kulturgebiete, man darf wohl sagen, die geistigen Führerlande dieser Jahrhunderte, zugleich eine Art von Grenzmark sind, die zwar auch über die Grenze hinweg in mancherlei lebendigem Austausch steht, vor allem aber, mit dem Rücken gleichsam gegen fremde Art und Kultur gewandt, das Gesicht, im Politischen wie im Geistigen, fortan auf das ganze innere deutsche Vaterland gerichtet hält.

Wollte man ausführen, was diese Kultur am Rheine für die deutsche Kultur im großen bedeutet, so müßte man ein Bild der ganzen inneren geistigen Geschichte dieser Jahrhunderte entwerfen. Vor unsern Augen erheben sich die Sitze der Erzbistümer mit ihren großen Erinnerungen, die Bauten der Dome, Kirchen und Klöster, die Mittelpunkte der kaiserlichen Pfalzen — sie alle die ersten reichen Vorbilder jeglicher Kunstübung. An den Rhein scheint geknüpft schon, was wir von den Anfängern deutscher Dichtung wissen: von dem uranfänglichen Kern der Nibelungensage über Otfried von Weißenburg bis zu dem leuchtenden Kranz rheinischer Minnesänger und Epiker. Und wie das kirchliche Leben in den rheinischen Städten fortdauernd seinen fruchtbarsten Boden fand, bis in die Zeiten des Albertus Magnus in Köln, des Meisters Eckhart in Straßburg, des Thomas von Kempfen, so hat die stolze Reihe dieser Städte, von Straßburg und Worms bis nach Köln hinunter am frühesten die Anfänge jenes deutschen Bürgertums ausgebildet, dessen Söhne hernach der Welt die Kunst des Buchdrucks geschenkt haben. Es bedarf nicht der weiteren Ausmalung: wo die Denkmale so laut sprechen, daß sie in unsern aller Herzen geschrieben sind, wird man sich den gelehrten Beweis ersparen dürfen, wie sehr das alles unser ist, unser Eigenstes und Bestes. Auch dazu haben wir an dem heutigen Tage keinen dringlichen Anlaß, den Franzosen gegenüber

den Nachweis zu führen, daß das Deutsche auch dann Deutsch bleibt, wenn es fremdes Kulturgut in bewußtem Austausch übernimmt und in die eigene Art einschmilzt: nehmend und gebend schreiten die großen Kulturvölker durch die Geschichte, und vertiefen, im Nehmen und Geben, die Kraft ihres besonderen Wesens. Darum überlassen wir auch den Franzosen das spielerische Bemühen, die rheinische Art als die ihnen verwandtere auszugeben, indem sie in ihr einen angeblichen kelto-römischen Untergrund als innersten Wesenskern herausspüren. Dient doch diese Afterwissenschaft nicht einer Erkenntnis, die die Dinge um ihrer selbst willen suchen möchte, sondern alle diese Anstrengungen intellektueller Unsauberkeit stehen im Dienst des Hintergedankens, mit solchen Forschungsergebnissen zunächst einmal den geistigen Rheinländer leise von seinem deutschen Mutterboden abzulösen und dadurch allmählich auch politische Verbrüderungen nach der andern Seite hin vorzubereiten. Wissenschaftlich ist das nicht ernster zu nehmen als das jüngst erschienene Buch eines Belgiers, der den gelehrten Nachweis erbracht hat, daß die Rheinländer weder Deutsche noch Franzosen, sondern von Haus aus und ihrer Natur nach Belgier seien.

Wenn aber die deutschen Rheinländer schon in jenen frühen Jahrhunderten etwas von den übrigen deutschen Stämmen unterscheiden, so ist es das eine, daß sie nicht einen so einheitlichen Stammescharakter besaßen oder ausprägten, wie die innerdeutschen Stämme der Alemannen, Bayern, Sachsen und Franken. Vielmehr glaubt man schon früh Charakterzüge zu erkennen, die über eine engere Stammesart hinausdeuten: „*gens varia et artibus assueta, bellis prompta mobilisque ad rerum novitates*“ hat schon ein Chronist des 10. Jahrhunderts die Bewohner des Herzogtums charakterisiert, das nicht wie die andern nach einer Gemeinschaft des Blutes, sondern nach einem historisch gewordenen, dynastisch-politisch entstandenen Gesamtbegriff — Lotharingen — seinen Namen führte.

Das geistig-kulturelle Deutschtum dieser Rheinländer ist im 10. Jahrhundert so wenig ein Problem wie im 20. Jahrhundert, und es erscheint mir ebensowenig dringlich zu sein, dieses eingeborene und historische Deutschtum heute zu behaupten oder zu bekennen, als wenn es sich um das Deutschtum der Bayern handelte. Darin aber scheint mir ein geschichtliches Problem zu liegen: wie es überhaupt



kommen konnte, daß die ältesten und schöpferischsten Kulturgebiete eines großen Volkes im Laufe der Jahrhunderte zu einem immer wieder gefährdeten und von außen her bestrittenen Gliede des nationalen Gesamtkörpers, zu dem eigentlichen Schicksalslande der deutschen Geschichte geworden sind. Hier handelt es sich allerdings um ganz einzigartige Vorgänge, die jeden innerlichst beschäftigen müssen, der bei dieser Tausendjahrsfeier noch mehr als eine Erhebung des Gemütes, mehr als den Glanz der schönen Rede sucht: dafür werden wir zu nüchternen und sachlichen Erkenntnissen gelangen, die auch bei dieser Feier in den Mittelpunkt einer wahren Selbstbestimmung gehören.

Wir haben auszugehen von dem großen Lebensgesetz der Deutschen Geschichte, das in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sich immer machtvoller durchsetzt und zur Verschiebung des politischen Schwerpunktes unseres Staates von dem Westen nach dem Osten Deutschlands geführt hat. Wohl hat es früher Zeiten gegeben, wo dieser Schwerpunkt unbestritten im Westen lag und die Rheinstraße auch die große Lebensader im politischen Dasein des Reiches war: so in den Zeiten der Salier, des eigentlichen rheinischen Kaiserhauses. Dann aber setzte eine Wendung ein. Jahrhundertlang hatten die weltgeschichtlichen Energien des deutschen Volkes sich über die Alpen hinweg, in den Römerzügen der Kaiser, nach Süden entladen: dann, als jene Krafrichtung sich ihnen verschlossen hatte, begannen diese Energien immer überwiegender nach Osten zu wandern. In dem Koloniallande des Ostens stieg aus ihnen eine neue Welt empor, oberhalb der alten Einzelstämme, auf dem Untergrund primitiverer Kulturen; vielfach als Grenzmarken in militärischer Zusammenfassung weiter Räume begründet. Als nun die territoriale Zersetzung des Reiches begann, als die kaiserliche Zentralgewalt verkümmerte und verblaßte, machte sich innerhalb des lockerer werdenden Reichsgefüges auch eine politische Konsequenz dieser Verschiebung des Schwergewichts immer bemerkbarer. Noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts standen die vier rheinischen Kurfürsten in der Führung der deutschen feudalen Aristokratie, die sich des Reiches bemächtigt hatte — dann aber beginnt der Einfluß der rheinischen Gebiete, überhaupt des Westens Altdeutschlands unaufhaltsam zurückzuweichen. Die tatsächliche Führung wird all-

mählich zu den größeren und kräftigeren territorialen Bildungen des deutschen Ostens übersiedeln. Nach dem Osten und seinen lockenden Möglichkeiten waren bezeichnenderweise schon die ursprünglich westdeutschen Dynastien der Habsburger und Luxemburger ausgewandert, und hier wuchsen in den Landesherrschaften der Wittelsbacher, Hohenzollern, Wettiner allmählich Territorialkomplexe empor, die über das Durchschnittsmaß westdeutscher Territorialmacht weit hinausreichten.

Dieser Prozeß der Machtverschiebung, der den inneren Rhythmus deutscher Geschichte — bei äußerlich gleichbleibender Verfassungsstruktur — in jenen Jahrhunderten bestimmt, lag in der Natur der Dinge. Aber er hatte eine bedenkliche Seite. Im Osten stiegen aus dem territorialen Chaos zukunftsreiche Gebiete empor, die staatsähnlich genug waren, um in dem sich auflockernden Reiche die Pflichten und Funktionen des wirklichen Staates zu übernehmen, und schließlich zur Verheissung eines neuen Staates werden konnten. Im Westen aber war die territoriale Zersplitterung viel weiter gediehen, hier überwog das bunte Gedränge der Mittleren, Kleinen und Kleinsten, von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Fürsten, Grafen und Herren, Reichsstädten bis zu den Reichsdörfern — ein Nebeneinander ohne Führung, wegen des Übergewichts geistlicher Fürstentümer unbeweglich und gleichsam unheilbar in sich selber. Das mochte erträglich sein, solange das Reich als Ganzes die stärkste Macht in Europa war und durch sein Dasein schon alle seine Grenzen schirmte; es wurde gefährlich, wenn jenseits der Grenze ein Staat erwuchs, der, den umgekehrten Weg nationaler Kräftekonzentration beschreitend, den deutschen Nachbarn an Schlagfertigkeit der Macht zu überflügeln begann. Mochte die territoriale Verzweigung im Innern Deutschlands, z. B. in Schwaben, zur Not ertragen werden, sie wurde lebensgefährlich für die Gebiete, die, ohne als Grenzmark erwachsen zu sein, nun doch die Aufgaben einer Grenzmark erfüllen sollten, aber ihnen nicht entfernt gewachsen sein konnten. Es war nicht anders: dem wachsenden Selbstgefühl und der zielsicheren Offensivkraft des französischen Staates setzten wir an der entscheidenden Stelle eine höchst verletzbare, eine vor allem militärisch weiche Abwehrfront entgegen. Damit waren die ältesten deutschen Kulturgebiete, in ihrer politisch-militärischen Entwicklung weit zurückgeblieben, in die politische Gefahrenzone unseres Volkstums

ingerückt, und ihre Gefährdung mußte zum Verhängnis für das ganze Reich werden.

Seit Richelieu und Ludwig XIV. setzte ein, was die Franzosen heute wieder mit anmaßendem Stolz ihre „historische Rheinpolitik“ zu nennen lieben. Es war ein Programm, das nichts Geringeres bezweckte, als die Entscheidung von 925 wieder rückgängig zu machen, und, wenn es durchgeführt wurde, noch einen höheren Siegespreis in Aussicht stellte. In jedem Stadium kombinierte sich die französische Offensive am Rhein mit einer Politik der Intervention im inneren Deutschland; mit dem einen Ziel förderte man jeweils auch das andere, denn nur von innen her konnte man die äußere Abwehrfront der Deutschen völlig lähmen, und stand man erst am Rhein, so hatte man die Hände für immer im Spiel der deutschen Geschicke: dann hielt Paris die Führung, ja die Herrschaft in Europa in Händen. Der Drang zum Rhein saß im Herzen des ganzen politischen Systems der Franzosen. Darum liebten sie nichts so inbrünstig, wie die „Deutsche Libertät“, die ständisch-föderalistische Auflockerung des Staates durch die deutsche Aristokratie, zumal im Westen des Reiches — denn hier war die geltende politische Struktur der deutschen Territorialgewalten zugleich das beste Sprungbrett zur Eroberung. Am Oberrhein, im Elsaß, war dieser Politik der erste Vorstoß geglückt, aber schon Ludwig XIV. suchte auch auf den Mittelrhein, auf die Pfalz, und hernach auf den Niederrhein, das Erzstift Köln, überzugreifen. Und wenn wir uns auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dieser weiteren Anfälle zu erwehren vermochten, so waren es nicht etwa die abwehrschwachen rheinischen Territorien aus eigener Kraft, sondern vor allem die militärischen Gewalten aus dem Innern und dem Osten des Reiches, ja es war nicht einmal das Reich allein, sondern das Mitspielen der europäischen Machtzusammenhänge, was schließlich das Schlimmste verhütete.

Erst die große Revolution sollte den Franzosen das bescheren, was selbst ihrem Königtum auf seiner Höhe nur zum Teil gelungen war. Denn jetzt stieß die konzentrierteste und unbedingteste Form eines leidenschaftlichen nationalen Lebenswillens auf die überlebtesten und widerstandsunfähigsten Gebilde des deutschen ancien régime. In dem Zusammenprall erst wurde sichtbar, zu welcher Gegensätzlichkeit des politischen Seins sich die beiden Welten innerlich

auseinander entwickelt hatten, die sich einst im Jahre 925 äußerlich voneinander geschieden. Jetzt aber schienen die Entscheidungen von 843, 870 und 925 wirklich für immer ausgelöscht werden zu sollen, jetzt konnte der Träger der französischen Kaisergewalt sich in Aachen als Erben Karls des Großen der Welt verkünden und von der Rheinstellung aus unaufhaltsam, wie einst die Römer mit ihrem „divide et impera“, bis in das Innere und den Osten Deutschlands vordringen. An dem rheinischen Schicksal hatte sich, so schien es, das ganze deutsche Schicksal entschieden.

Völker, die von jeher innerhalb fester und natürlich gesicherter Grenzen leben, vermögen sich nicht leicht in die Lage derjenigen Völker zu versetzen, denen ein solches glückliches Los nicht beschieden ist — und so ganz begreifen die andern Völker doch nicht, was diese Jahre der napoleonischen Fremdherrschaft für das Leben des deutschen Volkskörpers bedeuten. Denn es handelte sich nicht um eine Provinz, die abgelöst und einem fremden Körper eingefügt worden war — zur Not kann eine Nation einen solchen Verlust tragen. Hier stand etwas anderes und Höheres auf dem Spiele. Trier, Mainz und Köln, die ältesten Sitze des Christentums auf deutschem Boden — Worms, die Stadt der Nibelungen und Martin Luthers — Speier, die Grabstätte der rheinischen Kaiser und der Tagungsort der Reichstage des Refomationszeitalters, die Heimstätten jenes rheinischen Bürgertums, das der Welt die Kunst des Buchdrucks geschenkt hatte — alles das waren jetzt französische Provinzstädte, eine zur Entnationalisierung verurteilte Bevölkerung, die amtlich schon als „français futurs“ bezeichnet wurde und einstweilen dazu diente, von Jena bis Leipzig die Schlachten gegen ihre deutschen Brüder mitzuschlagen und mit ihrem eigenen Blute die deutsche Unfreiheit nur noch tiefer herabzudrücken.

Das waren Wunden, an denen sich eine Nation verblutet. Es ging um Tod oder Leben. Wohl war es begreiflich, daß in dieser Not die tieferen Naturen in die deutsche Vergangenheit zurücktauchten, daß die Romantik damals auch am Rheine in Kunst und Kultur die Schätze wieder zu heben suchte, die flammend gegen die Bedrückung der Gegenwart zeugten. Aber nun enthüllte sich die furchtbare Lehre der Geschichte: alle geistigen und innerlichen Güter, alle kulturellen und künstlerischen Werte, alle unvergeßlichen Schöpfungen dieser ältesten deutschen Kulturgebiete standen



mit auf dem Spiele, ja sie mußten schließlich zu einem Stück entseelter und ferner Vergangenheit werden, wenn sich hinter diesem Volkstum, aus dem sie einst aufgestiegen waren, nicht wieder die Macht eines Staates erhob, der es nach außen zu schützen und in seinem Deutschtum zu erhalten vermochte.

Zu allen Zeiten besteht eine tiefe innere Spannung zwischen der Macht des Staates und dem Geist einer Nation, der sein eigenes Leben führt, zwischen den äußeren Mitteln, deren ein Staat zu seiner Selbstbehauptung bedarf, und den inneren Kräften, aus denen der nationale Genius sein Bestes, sein Unsterbliches gewinnt. Aber es ist eine verhängnisvolle Illusion zu glauben, daß eine Nation sich ungestraft auf die Pflege ihrer geistigen oder auch materiellen Güter beschränken und in dieser Pflege ihr höchstes Glück finden, gleichzeitig aber dem Staate und seinen harten Anforderungen, als wenn sie nur eine Sache des äußern Zwanges wären, den Rücken drehen dürfe. Sie gerät dann in Gefahr, das eine mit dem andern zu verlieren.

Das Geschlecht der Befreiungskriege hatte diese Lehre begriffen. Wenn die Befreiung des Rheines standhalten sollte, dann mußte sie durch eine neue und widerstandsfähige staatliche Lebensform für diese Gebiete gesichert werden. Niemand konnte daran denken, die versunkene alte Territorialwelt des ancien régime wieder ins Leben zurückzurufen, und nur darum handelte es sich, die wiederhergestellte Westfront sturmsicher und landfest auf die Dauer zu machen. Das ist der tiefere Sinn und das innere Motiv jener Beschlüsse des Wiener Kongresses gewesen, die jene Gebiete von 925 geschlossen in die Hände der preußischen Militärmacht legten, und damit nicht nur ein deutsches, sondern auch ein europäisches Bedürfnis befriedigten; zumal England drang auf das stärkste darauf, an dieser entscheidenden Stelle der europäischen Machtverteilung und Gleichgewichtsordnung die Abwehrfront gegen erneute französische Übergriffe so stark wie möglich zu gestalten. Also nahm die preußische Wacht am Rhein das Werk wieder auf, das einst der deutsche König Heinrich I. geschaffen hatte; und wenn Preußen anfänglich nur zögernd an den Rhein ging — ähnlich wie Bayern nur zögernd die analoge Stellung und Aufgabe in der Pfalz antrat —, so sollte es doch gerade mit der Übernahme dieser politisch-militärischen Verantwortlichkeit das

Kernstück seiner deutschen Sendung gewinnen. Die rheinischen Lebensfragen standen nun einmal unter dem ehernen Gesetze der außenpolitischen Notwendigkeiten und werden zu allen Zeiten unter diesem Gesetze stehen.

Es bleibt immer denkwürdig zu beobachten, wie von nun an erst diese rheinischen Lande vollends zusammenwachsen. Schon der Zwang der Franzosenzeit hatte dazu beigetragen, eines hervorzubringen, was so in diesen Bereichen bisher gar nicht gelebt hatte: ein rheinisches Gesamtbewußtsein. Man kann nicht sagen, daß diese Lande schon vordem eine bewußte geschichtliche Einheit dargestellt hätten, wie sie die großen historischen Landschaften Deutschlands in sich ausbildeten. Bis zu dem Jahre 1800 kommen selbst die Worte Rheinland und Rheinländer nur vereinzelt in unserem Sprachschatze vor; der Kurtrierer, Kurkölnler, Kurmainzer, Jülicher, Clever usw. hatten nun einmal alle ihre besondere Art und ihren besonderen Patriotismus ausgebildet, und wenn es darauf ankam, wußte sich die „Kölner Nation“ von der „Essener Nation“ die in dem kleinen Bereiche der Abtei Essen ihr Vaterland besaß, scharf zu scheiden. Was schon das gemeinsame Schicksal der Fremdherrschaft äußerlich aneinandergebunden, sollte erst die Befreiung und das Zusammenleben in der großen Gemeinschaft des preußischen Staates vollends, innerlich und dauernd, ineinander verschmelzen. Und wenn sich dieses neue rheinische Gesamtgefühl gelegentlich auch gegen den preußischen Staat und gegen den Zwang, den er im Dienst einer höheren Aufgabe ausübte, in einen Gegensatz stellte, so war dabei nicht zu vergessen, daß dieses Gesamtgefühl selbst nur das historische Produkt eines Jahrhunderts ist, dessen Gedächtnis noch im Weltkriege dankbar und stolz von der preußischen Rheinprovinz begangen worden ist.

Denn diese hundert Jahre sollten zu einer Zeit reicher und aufwärtssteigender Entwicklung werden, wie diese Lande sie im ganzen noch kaum gesehen hatten. Im 17./18. Jahrhundert eine stagnierende und zurückbleibende Welt, drängten sich die Rheinlande jetzt wieder in den Vordergrund der deutschen Geschicke, wirtschaftlich, geistig und politisch. Wie tief der innere Anteil ist, den fortan gerade der Rhein an der Entwicklung der gesamtdeutschen Geschicke nahm, erhellt schon aus der einen Tatsache, daß die Anfänge der meisten gemeindeutschen politischen Parteibildungen im 19. Jahrhundert, sowohl der katholisch-restaurativen, als der liberal-modernen, als auch



der demokratisch-sozialen Parteien, am Rhein ihre Wiege, ihre stärksten persönlichen Verkörperungen fanden. Zugleich aber führt das Jahrhundert der großen industriellen und technischen Umgestaltungen gerade das Rheinland und die angrenzenden westfälischen Bezirke an die Spitze der wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Volkes. Gerade die Grenzmark, die nach außen verletzliche und von dem preußischen Schwerte beschützte Grenzmark, sollte nun auch die kostbarsten Lebensadern einer neuen technisch-industriellen Kultur umschließen. Auch das war Schicksal, von unabsehbaren Folgen, wie wir heute in jeder Stunde empfinden.

Denn die äußere Existenz dieser deutschen Landschaft sollte auch nach 1815 nicht von allen Sorgen und Gefahren befreit sein. Die Franzosen zeigten sich nicht gewillt, die Entscheidung hinzunehmen, und wenn sie auch eine Offensive im traditionellen Stile nicht wieder wagten, so klammerten sich hinfort alle politischen Instinkte der Nation an den Traum, eines Tages doch noch das Ziel eines französischen Rheins, wenn auch auf diplomatischen Umwegen, zu erreichen. Immer wieder ist in dem Zeitalter von 1815 bis 1870 der Gedanke aufgetaucht, wenigstens Preußen, die unbequeme militärische Wacht am Rhein, aus dieser Stellung zu entfernen und statt dessen den Rheinländern zu einem selbständigen Mittelstaat zu verhelfen, der zunächst von den Preußen befreit, am besten auch aus dem Deutschen Bunde herausgelöst werden sollte, um fortan — gleichsam ein zweites Belgien — der ehrenvollen Aufgabe eines Pufferstaates zu genügen. In diesem Projekt aber entlud sich nur die alte Sehnsucht der Franzosen nach einer unsicheren und weichen deutschen Westfront, die nicht bloß die „Sicherheit“, sondern auch die „offene Tür“ für alle französischen Hoffnungen und letzten Endes für die „friedliche Durchdringung“ versprach. Solche Pläne begleiten von drüben her, als nachbarlich gute Wünsche, die Geschichte der deutschen Einigung im letzten Jahrhundert; schon der Minister der Restauration, Fürst Polignac, hat sich im Jahre 1829 ernsthaft mit ihnen getragen, und keine Partei konnte sich fortan der verführenden Anziehungskraft dieses echt französischen Gedankens entziehen.

Mit ganzer Seele hat Napoleon III. die Idee des rheinischen Pufferstaates ergriffen. Für eine offene Eroberungspolitik alten Stils zu schwach und zu klug, hat er seine Gedanken am liebsten — neben

anderen rheinischen Vergrößerungsplänen — um dieses Traumgebilde spielen lassen. Sie ist das treibende Motiv, sie ist das Geheimnis der napoleonischen Politik der sechziger Jahre — in der Epoche, wo zwischen Österreich und Preußen der Kampf um die deutsche Führung anhub und nun die große Stunde auch für alle französischen Begehrlichkeiten schlug. Denn der rheinische Pufferstaat versprach alles, was man wollte — wenn man nur zu warten verstand. In einer Kronratsitzung am 18. Mai 1866 entwickelte der alte Vertraute des Kaisers, der Herzog von Persigny, schon sämtliche Schlagworte der „friedlichen Durchdringung“ von heute: die katholische Solidarität, die industrielle Interessengemeinschaft, Eisenbahnen, Zolltarife und Handelsverkehr, dazu ein Stück gallischer Erinnerungen, napoleonischer Traditionen und die „natürlichen Grenzen“. Ich male diese Pläne nicht weiter aus. Ich gedenke in den nächsten Monaten eine dreibändige Aktenpublikation, aufgebaut auf den Staatsakten von Österreich, Preußen und den Mittelstaaten, über die treibenden Kräfte der napoleonischen Rheinpolitik von 1863 bis 1870 zu veröffentlichen, und darf schon heute darauf verweisen. Nur auf eine Kombination möchte ich noch in diesem Zusammenhange hindeuten. Der Pufferstaat, der an sich nur Minimalforderung und Durchgangsstufe zu höheren rheinischen Zielen war, wurde ergänzt durch ein zweites Ziel, das in den Jahren 1867/70 sich der Köpfe der leitenden französischen Staatsmänner bemächtigte: die Zerlegung Deutschlands in möglichst gleich große Staaten, das heißt eine politische Kräftegruppierung, die sich wechselseitig neutralisierte und schon durch die Art ihrer Anordnung eine einheitliche militärisch-politische Führung ausschloß. Das sind die beiden Kriegsziele der Franzosen von 1870 gewesen, die unser Sieg verhindert hat — noch an der Schwelle unseres neuen Reiches sehen wir rheinisches Schicksal und deutsches Schicksal in die gleichen Gefahren und Entscheidungen verwoben.

Frägt man aber, ob es sich lohne, auch diese französischen Velleitäten, da sie damals doch gescheitert seien, heute wieder auszugraben, so ist darauf zu antworten, daß wir mehr als jemals Grund haben, unsern Finger auf diese historischen Zusammenhänge zu legen. Liegt die wahre Ursache des Krieges von 1870 in dem verzweifelten Versuch der Franzosen, die nationale Selbstbestimmung der Deutschen zu verhindern und an den Rhein zurückzukehren, so führt uns diese Kriegsursache zugleich zu den tiefsten Wurzeln der Welt-

gegensätze, die seit dem Jahre 1871 zu dem Weltkriege von 1914 hintrieben — wir rühren hier also an das erste und entscheidende Kapitel in dem großen Buche der Schuldfrage. Vor allem aber: was in den sechziger Jahren nur französische Velleität blieb, die unser Sieg zerstörte, ist heute von neuem aufgelebt und lastet wie ein Alp auf der Freiheit des Rheines, auf der Selbstbestimmung unserer Nation und auf dem Frieden der Welt. Da eine offene Eroberung den Franzosen im Frieden von Versailles nicht gelang, so ist in das Zentrum ihrer indirekten politischen Methoden wieder der autonome Rheinstaat gerückt, mit allen heimlichen Hintergedanken der künftigen friedlichen Durchdringung: der Rheinstaat, der angeblich für die Sicherheit Frankreichs oder gar für den Weltfrieden so unentbehrlich ist, und zugleich dem rheinischen Genius, wie ihn der Franzose versteht, eine glückliche eigene Heimstätte bereiten soll.

So ist von neuem das Rheinland das Symbol der Selbstbestimmung und der Freiheit der Nation geworden. In einem Kampfe, wie ihn mitten im Frieden die gesittete Welt noch nicht gesehen hat, steht rheinisches und deutsches Schicksal miteinander auf dem Spiele. Wenn auch im Augenblick die größten Angriffe der Gewalt ihren Höhepunkt überschritten haben, so dauert die verdeckte Politik der rheinischen Aneignung fort, und sie ist die gefährlichere: denn sie wendet sich nicht an das Verbrechergesindel der Separatisten, sondern an die unklaren Illusionen und den irreführten Eigennutz derer, die aus der Geschichte eines Jahrtausends nichts gelernt haben. Wer aber die Methoden und Ziele der historischen Rheinpolitik der Franzosen kennt, insbesondere die Rolle, die in ihr der Pufferstaat oder die rheinische Autonomie spielt, wird sich darüber klar sein, daß wir nur den Franzosen in die Hände arbeiten, wenn wir an der geltenden staatlichen Ordnung am Rheine überhaupt irgendetwas ändern. Die militärische Ohnmacht unserer Westmark ist auf grund des Versailler Friedens besiegelt, und wir müssen abwarten, bis die Welt erkennt, daß das Problem des Weltfriedens nicht die französische Sicherheit vor den Deutschen, sondern die rheinische und die deutsche Sicherheit vor den Franzosen heißt. Wenn aber in diesen entmilitarisierten Gebieten auch noch die staatlichen Lebensformen problematisch und umstritten werden, dann haben die Franzosen das Ziel erreicht, das sie seit 1815 verfolgen. Die Rheinländer haben heute begriffen, daß alle rheinischen Lebens-

fragen niemals von den inneren Wünschen allein gelöst werden dürfen, sondern in erster Linie von außen her zu beurteilen sind: auf einem Boden, der von dem Feinde unterminiert ist, kann man keinen Umbau in den Fundamenten vornehmen, die das Haus der Nation tragen. Darum sind auch alle Illusionen, die aus irgend einem Motiv an der preußischen Stellung in der Rheinprovinz — und dasselbe gilt von der Stellung Bayerns in der Pfalz — rütteln und einen rheinischen Staat innerhalb des Reiches wollen, nur scheinbar harmloser, nur scheinbar verzeihlicher, in Wahrheit ebenso verwerflich wie der Verrat der Separatisten. Sie sind eine Versündigung an der Geschichte eines Jahrtausends.

Heute scheint es, als ob sich die große Auseinandersetzung zwischen den beiden Völkern, die sich einst aus dem Karolingischen Reiche herauslösten, in Kampf und Gegensatz verewigen wolle. Während die Welt heute vor Umwälzungen, vor neuartigen Problemen steht, die ihr ganzes Antlitz auf das Tiefste verändern können, hat diese historische Schicksalsstelle Europas ihre alte Bedeutung bewahrt. Die letzte Entscheidung dieses Ringens ist wiederum, und nur viel stärker als in früheren Zeiten, gebunden an den großen Weltzusammenhang, aus dem auch das Geschick des Rheinlandes nicht herausgelöst werden kann. Was wir aber in diesen Weltzusammenhang an Einigkeit und Unerschütterlichkeit unseres nationalen Lebenswillens hineinwerfen können, das ist unsere Sache. Nicht Treue und Festigkeit der Rheinländer allein, Treue und Festigkeit des ganzen deutschen Volkes gibt in diesen Kämpfen, die noch lange dauern werden, den Ausschlag. Diejenigen Nationen aber werden auf die Dauer die stärksten sein, deren Fundament am tiefsten in den demokratischen Willen der Massen hinabreicht, nur die Tiefen der Nation vermögen heute, wie wir das schon in schweren Stunden erlebt haben, das zu erhalten, was die Großen des Herzogtums Lotharingen vor tausend Jahren begründet haben.

Tausend Jahre! Sie scheinen im Leben eines Volkes eine kaum überblickbare Spanne Zeit, und doch wie drängt sich in den Fragen, deren wir heute gedenken, alles wie zu einem einzigen Erlebnis zusammen, in dem die Ewigkeit der Probleme neben der Vergänglichkeit ihrer Lösungen steht. Es ist, als ob wir dem Gesetz, nach dem wir angetreten, nicht zu entfliehen vermöchten, Ob wir zurückblicken, aus allem Schweren dieser Tage, hinweg über Jahrhunderte voll Glanz



und Größe, voll Wunden und Narben, ob unser Auge vorausschweift in das dunkle und unbetretene Gebiet der Zukunft, wir empfinden, erschüttert und erhoben zugleich, daß nur in langen Fristen sich die Völkerschicksale gestalten, daß es weder endgültige Entscheidungen noch sicher vererblichen Besitz gibt. Alles muß immer von neuem erworben werden. Eine deutsche Generation übergibt der andern die Verantwortlichkeiten, die sie vor der Geschichte zu tragen hat: wohl uns, wenn wir ihnen gewachsen sind, mag die Last der Aufgabe noch so hart auf uns drücken.

Wir atmen tief in dieser Stunde des Gedenkens den Hauch, der aus dem Anblick der vergangenen Jahrhunderte uns entgegenweht, und schreiten vorwärts, aufrecht und entschlossen, hinüber in ein neues Jahrtausend deutscher Geschicke am deutschen Rhein.

*Das Epos der Deutschen!*

PAUL ERNST

# DAS KAISERBUCH

I.

## Die Sachsenkaiser

Gr. 8°, 362 Seiten. Broschiert GMk. 10.—, Halbleinen GMk. 12.50. Luxus-  
Ausgabe auf handgeschöpftem Zandersbüttlen und vom Autor signiert.  
Nr. 1—50 in Ganzleder handgebunden GMk. 80.—, Nr. 51—200 in Halbfranz  
handgebunden GMk. 50.—, in rohen Bogen GMk. 30.—

**Subskribenten auf das Gesamtwerk  
erhalten 20% Nachlaß vom Ladenpreis**

Dieses vom wahren vaterländischen Empfinden getragene Werk sollte in  
keiner Bibliothek fehlen. Seit den großen Epen des Mittelalters bis zur  
heutigen Zeit ist dem deutschen Volke kein Dichter erstanden, der dessen  
Schicksal in dieser ebenso gewaltigen wie tragischen Form gestaltet hat.



*Zur politischen Bildung!*

HILDEBRECHT HOMMEL

## Staatsbürgerliche Erziehung und Politische Propädeutik

Mit einem Geleitwort von Univ.-Prof. Geheimrat D. E. Meyer

(8°. VIII, 56 S.) GMk. 1.40.

**Hochschulbuchhandlung Max Hueber Verlag**

**München, Amalienstraße 79**



Im gleichen Verlag ist erschienen:

**Karl Vossler:**

## **Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie**

VIII, 212 Seiten. 8<sup>o</sup> — Broschiert RM. 5.—, gebunden RM. 6.50, handgebunden Halbleder RM. 10.

An Julius von Schlosser / Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft / Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte / Kulturgeschichte und Geschichte / Das System der Grammatik / Das Leben und die Sprache. / Über grammatische und psychologische Sprachformen / Der Einzelne und die Sprache / Die Grenzen der Sprachsoziologie; Vorwort / Poesie und Prosa / Beredsamkeit und Umgangssprache / Register

*Literar. Jahresbericht des Dürerbundes 1923:* Zuletzt ein einsames Werk: Karl Vosslers Aufsätze zur Sprachphilosophie. Vossler ist der einzige heute, der vom Leben der Sprache tiefsinnig und doch ganz sachlich spricht. Der zeigt, was sie treibt und wie sie sich wandelt, und was das bedeutet in all seiner Tragweite. Auch von der Erforschung dieser Probleme. Mit immer neuem Staunen liest man die Meisteranalyse, diese leuchtkräftigen Beispielsbetrachtungen, diese Einblicke in Menschtum und Gesellschaft . . .

Prof. Dr. med. et phil. **Franz Oppenheimer** Frankfurt a.M.

## **Gesammelte Reden und Aufsätze**

I. Band

### **Wege zur Gemeinschaft**

VIII, 513 S. gr. 8<sup>o</sup> auf bestem holzfreiem Papier, brosch. Rm. 8.50, Leinen gebunden Rm. 11.—

**INHALT:** Vorwort / Wissen und Werden / Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre, Physiologie und Pathologie des sozialen Körpers / Zur Theorie der Genossenschaft / Die soziale Bedeutung der Genossenschaft / Die Gewerkschaft / Lloyd George und der englische Großgrundbesitz / Der russische Bauer / Was uns die russische Agrarreform bedeutet / Ostelbische Tagelöhne und Landflucht / Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden / Zur Geschichte und Theorie der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften / Die Arbeits- und Pachtgenossenschaften in Italien / Ein gescheitertes sozialpolitisches Unternehmen / Bodenwertsteuer oder innere Kolonisation / Gemeinwirtschaft / Die Revolutionierung der Revolutionäre / Eine Revision des sozialdemokratischen Programms / Freier Handel und Genossenschaftswesen / Wohnungsfragen und Volkskrankheiten / Die Kaufkraft des Geldes / Zur Geldtheorie / Das Bodenmonopol / Zwei neue Lehrbücher der Ökonomie / Alfred Amons' „Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie“ / Die Utopie als Tatsache

Ein Standardwerk wissenschaftlicher Durchdringung und Darstellung aktueller Probleme der Vergesellschaftung liegt hier vor

Der zweite Band, **Soziologische Streifzüge** erscheint im Laufe des Jahres

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München NW. 12

**Leopold Wenger**

Geh. Justizrat, o. ö. Professor an der Universität München

# **Institutionen des römischen Zivilprozessrechts**

(gr. 8° XII, 356 S.) in Leinen gebunden RM. 10.—

Das römische Zivilprozessrecht ist das in den letzten Jahrzehnten meistbehandelte Gebiet des römischen Rechts. Zahlreiche Abhandlungen in der deutschen und vor allem in der italienischen Literatur haben dafür eine ganz neue Forschungsgrundlage geschaffen. Aber es fehlt vollständig an einer zusammenhängenden Darstellung, die all das Neue verwertete. Eine solche wird denn auch seit Jahrzehnten als dringendes Bedürfnis empfunden, da alle früheren Lehrbücher überholt und außerdem vergriffen sind. Hier wird nun das erstmalig in der deutschen Romanistik seit 1883 eine Gesamtdarstellung von einem seit Jahren auf diesem Gebiete tätigen Forscher unternommen. Die stets fortdauernde Bedeutung des römischen Rechts für unsere Gegenwart sichert dem Werke einen Interessentenkreis von Juristen, Historikern und Philologen. Das Buch wird in keiner derartigen Fachbibliothek, aber auch in keiner allgemeinen Bibliothek fehlen dürfen.

**OTTO SCHREIBER**

Ord. Prof. der Rechte an der Universität Königsberg, Geh. Regierungsrat

# **DIE KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN**

Eine handelsrechtliche Untersuchung

(gr. 8°, 272 S.) Broschiert Mk. 8.50, Leinen Mk. 11.—

**INHALT:** Vorbemerkung. I. Kapitel. Die Rechtsnatur der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 1. Übersicht über den Stand der Frage. § 2. Von der Rechtsfähigkeit privatrechtlicher Körperschaften. § 3. Grenzen der Rechtsfähigkeit der Kommanditgesellschaft auf Aktien. II. Kapitel. Die Gründung der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 4. Der Gründungsvorgang von der Feststellung des Gesellschaftsvertrages bis zur Eintragung in das Handelsregister. § 5. Die Rechtsverhältnisse aus der Gründung. III. Kapitel. Das Recht der gegründeten Kommanditgesellschaft auf Aktien. I. Abschnitt. Allgemeines. § 6. Die Rechtsträgerschaft. II. Abschnitt. Die Geschäftsinhaber der KAG. § 7. Allgemeines. § 8. Das Innenverhältnis. § 9. Das Außenverhältnis. § 10. Wechsel in der Person der Inhaber; Beginn und Ende des Inhaberverhältnisses. III. Abschnitt. Die Kommandit-Aktionäre und der Kommanditistenverband. § 11. Die Kommandit-Aktionäre. § 12. Die Generalversammlung. § 13. Der Kommanditistenverband. IV. Abschnitt. Der Aufsichtsrat und sonstige Organe. § 14. Der Aufsichtsrat. § 15. Sonstige Organe. V. Abschnitt. Veränderungen in der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 16. Satzungsänderungen. § 17. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien unter Geschäftsaufsicht. IV. Kapitel. Nichtigkeit und Ende der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 18. Tatbestände. § 19. Beendigung der Kommanditgesellschaft auf Aktien ohne Liquidation und ohne Konkurs. § 20. Die Beendigung der Kommanditgesellschaft durch den Konkurs. — Gesetzesregister.

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber in München NW. 12